

Ein Frauenhändel.

Selbsterlebtes einer amerikanischen Schriftstellerin. — Deutsch von Mary Oberberg.

Der ältere Partner der Bankfirma De Voe & Fotheringay in Chicago war seit Jahren blind. Er hatte nur ein Kind, eine ungewöhnlich schöne Tochter. Um dieser Tochter ein bedeutendes Vermögen zu sichern, arbeitete er unermüdet und ließ sich in die kühnsten Spekulationen ein, die ihm auch selten schicklichen.

Eines Tages brachte Mr. De Voe einen seiner Angestellten mit zum Diner. Alexander Patton, der Sohn eines mit Sorgen kämpfenden Farmers, hatte in kurzer Zeit durch seine hervorragende Intelligenz und Geschäftstüchtigkeit das volle Vertrauen des sonst sehr verschlossenen Chefs gewonnen. Er wurde ein häufiger Gast im Hause des Millionärs und verliebte sich schließlich in das schöne Mädchen, dem er bei der Tafel gegenüber sitzen durfte.

Die Gewohnheiten und Ansichten der erkrankten Kreise waren dem jungen Mann noch ziemlich fremd geblieben, auch wußte er nicht, welche Macht der Dollar ausübte. Von seinen Gefühlen übermannt, fürzte er der Angebeteten eines Abends, als er sich zum ersten Mal allein mit ihr befand, zu Füßen. Mit leidenschaftlichen Worten gestand er ihr seine Liebe und bat sie, ihn mit ihrer Hand zu beglücken.

In den Zügen des Mädchens zuckte es fast schien es, als wollten sich die schmalen, weißen Finger dem Anbeter auf das dunkle Haupt legen. Dann aber richtete sich die biegsame Gestalt hoch auf. Mit spöttischen Lachen rief Florence ihren Vater aus dem Nebenzimmer herbei und sagte: „Sieh, Papa, so wird deine Güte gemißbraucht. Kaum ist dieser junge Herr bei uns warm geworden, da trachtet er auch schon nach deinen Goldrollen. Er war eben so großmütig, mit Herz und Hand anzubieten. Was sagst du zu dieser Unverschämtheit?“

Bestürzt hatte der Bantier den sonderbaren Auslassungen seiner Tochter zugehört. Alexander Patton aber war tobenbleich aufgesprungen. Mit bebenden Lippen stammelte er eine Entschuldigung und verließ das Haus. Schriftlich erludte er am nächsten Tage die Firma De Voe & Fotheringay um seine sofortige Entlassung. Weder Florence noch ihr Vater hörten je wieder etwas von ihm.

Zwei Jahre später lernte Mr. De Voe einen jungen Börsenmann kennen, dem man eine große Zukunft prophezeite. Clifton Warren huldigte der stolzen Millionärstochter in auffälliger Weise. Sein männlich schönes Aeußeres, sein elegantes Auftreten verfehlten ihren Eindruck auf Florence nicht. Mit dem Schatzbild des erfahrenen Menschenenners warnte De Voe sein Kind vor dem neuen Freier. Als das junge Mädchen nicht auf ihn hören wollte, verbot er Mr. Warren sein Haus. Stürmische Szenen zwischen Vater und Tochter waren die Folge. Der Widerstand des Alten reizte die Eigenwillige und trieb sie zum Aeußersten.

Eines Morgens machte der Bantier die Entdeckung, daß Florence sich hatte entführen lassen. Die junge Frau lebte zwar gleich nach erfolgter Trauung mit ihrem Gatten in das Vaterhaus zurück, doch mußte sie bald einsehen, daß sie diesmal auf kein Nachgeben zu rechnen habe. De Voe weigerte sich, das Paar zu sehen.

„Du hast dir selber Dein Loos zu danken,“ schrieb er seiner Tochter. „Ich weiß, es wird kein rosiges sein. Aber ich hoffe, du hast so viel von meinem Blut in Deinen Adern, daß Du alles Schlimme, was Du bald zu erdulden haben wirst, stumm über Dich ergehen lassen wirst.“

Nur zwei Tage lang blieb Florence der Inhalt des väterlichen Schreibens mißtrauisch. Dann begriff sie nur zu gut. Clifton Warren wurde unter der Auflage des schweren Betrages verhaftet. Er besaß keine Mittel, seine vermögenden Freunde, und so konnte nichts ihn vor dem Justizhause retten. Vergebens stehe das unglückliche, junge Weib in rührenden Briefen den Vater an, sich des Gatten anzunehmen. An dem Tage, da Warren zu langjähriger Gefängnisstrafe verurteilt wurde, beantragte Florence die Scheidung. Und an dem Tage, da der Richterspruch sie von dem Betrüger trennte, fand man den Senior-Partner der Firma De Voe & Fotheringay tot in seinem Arbeitszimmer.

Man munkelte davon, der Bantier sei vergiftet worden, Florence aber wußte, daß der Gram um sein verlorenes Kind es war, der dem alten Manne das Herz gebrochen.

Es war der jüngere Frau, unmöglich, dem Begräbnis beizuwohnen. Sie wartete auch nicht ab, bis das Testament eröffnet wurde. Als die Erbschaften auf den Sarg des Vaters niederkletterten, besand sich Florence Warren an Bord eines Dampfers, dessen Kurs nach Südosten ging. Ein kleines Bank-Konto von einigen tausend Dollars, die sie während ihrer Mädchenjahre von ihrem Tanteleuten-Etat erpart, hatte sie bis auf den letzten Cent abgehoben. Mit diesem Geld flüchtete sie ins Ausland.

Ein romantisch gelegenes Dorf an der algerischen Küste, nur durch eine Hügelkette vom Meere getrennt, hatte die Heimathlose aufgenommen. Es ist eine kleine, kleine Kolonie, zu der Florence jetzt gehört. Hier sind Männer anzutreffen, nach denen Detektivs die halbe Welt durchstreifen, ohne ihre Spur zu entdecken. Hier sind sich Frauen zurückgezogen, deren Vergangenheit mehr als fragwürdig ist.

Täglich sieht man einen großen hageren Mann mit gelblich bläulichem, runzligen Gesicht und grauem Haar. Von ihm tuschelt man sich zu, daß er geholfen habe, die Bombe herzustellen, die einen Jaren tödtete. Da ist ein lebhafter kleiner Franzose, fast immer in Abhüttelhaube, der sich gerne rühmt, das Messer gestauft zu haben, dessen Klinge den Weg zu Carnot's Herzen fand. Eine pittoreske, rothhaarige Schwärze, deren grünlich schillernde Augen an den Blick einer Schlange erinnern, hat ihren Geliebten, einen österreichischen Fürsten in Monaco erstochen.

Der einzige Mann, dessen Ruf maßellos zu sein schien, war ein Engländer. John Spencer-Norton hatte diesen entlegenen Erdwinkel aufgesucht, weil er hoffte, seine trankene Lunge würde in dem milden Klima gefunden. Diesem Schwindsüchtigen, um den sich Niemand kümmerte, widmete sich Florence Warren. Sie glaubte mit ihm, sang ihm mit ihrer herrlichen Altstimme seine Lieblingslieder, las ihm vor und reichte ihm die Arzneien, die er in kurzen Zwischenräumen nehmen mußte. Begreiflicherweise war der Kranke dem schönen, jungen Weibe sehr dankbar. Die Dankbarkeit verandelte sich in Liebe, und eines Tages fragte John Norton seine Pflegerin, ob sie ihn heirathen wolle.

Von dem dumpfen Gefühl beherrscht, als habe sie eine schlechte That zu lähnen, willigte sie ohne Zögern ein. Der zunächst nothwendige Kadi vollzog die Trauung, als deren Zeugen der bleiche Richter, die rothhaarige Mörderin und der Anstifter zum Präsidentenmorde fungierten.

Florence Warren hieß nun Mrs. Spencer-Norton. Sonst aber änderte sich nicht viel in ihrem Verhältnis zum geringen Mittel, die binnen Kurzem erschöpft sein mußten. Auch das kleine Vermögen der jungen Frau war bald aufgebraucht. Und da kam die Sehnsucht nach alten, vertrauten Stätten, nach der Heimath, über sie. Die noch vorhandenen Fonds wurden geprüft, und da sie sich als ausreichend erwiesen, um nach Chicago zu gelangen, verließ das Ehepaar schon mit dem nächsten Dampfer Afrika. Norton war sofort einverstanden, da Florence ihm sagte, daß sie sich als Erbin der von ihrem Vater hinterlassenen Millionen melden wolle.

Als sie folglich nach ihrer Ankunft in Chicago den Rechtsanwalt und Freund ihres Vaters aufsuchte, drückte ihr der alte Herr in herzlicher Theilnahme die Hand. Dann theilte er ihr in schonender Weise mit, daß die Firma De Voe & Fotheringay unmittelbar nach dem mysteriösen Tode des Senior-Partners Bankrott gemacht habe und daß selbst aus dem Verkauf des Wohnhauses nichts für sie, die Tochter, gerettet werden konnte, da die Gläubiger alles mit Beschlag belegten.

„Ich habe aus meiner eigenen Tasche die Kosten für das Begräbnis Ihres Vaters beglichen,“ schloß der Rechtsanwalt seinen traurigen Bericht.

Völlig niedergeschmettert lebte Mrs. Norton zu ihrem im Hotel wartenden Gatten zurück. Auf den Kranken übte die Kunde eine schredliche Wirkung aus. Ein heftiger Blutsturz drohte sein schwaches Lebenslicht gänzlich auszublenden.

Tag und Nacht zergüßelte sich Florence den Kopf, auf welche Weise sie Geld verdienen könnte. Mit schwerem Herzen machte sie sich daran, die Annoncen einer viegelesenen Morgenzeitung durchzusehen. Da fiel ihr Blick plötzlich auf einen Namen, der seltsame Erinnerungen in ihr wachrief.

Alexander Patton! In seinem Drud standen die beiden Worte an der Spitze eines Inserats, aus dessen Inhalt ersichtlich war, daß der Träger des Namens ein kolossales Vermögen besitzen mußte.

Der arme, strebsame Farmerssohn war der einflußreiche, umschwärzte Selbstfürst geworden, und sie — ja, sie war die geschiedene Frau eines Judenhäuslers, das Weib eines armen Schwindsüchtigen, eine Bettlerin.

„Florence! Florence!“ erscholl es da in weinerlichem Ton aus dem Nebenzimmer. Gebulbig erhob sich die junge Frau und ging zu dem Kranken. Das Herz trampfte sich ihr zusammen, als sie in sein höhlwundiges, schmerzverzogenes Gesicht blickte. Ueber die blauen Lippen des Leidenden kam ein Rödeln, das sie erschauern machte.

„Mein Gott, Florence,“ fliegte der Unglückliche, „kannst Du mir nicht stehende Mittel verschaffen? Ein Arzt muß kommen. Ich muß bessere Luft haben. . . so geht das nicht weiter. . . Du bringst mich ja um!“

Ein furchtbarer Husten erschütterte die Luft. Dann wurde ein langgezogenes, schmerzliches Wimmern hörbar. Florence setzte ihren Hut auf, ergriff ihre Handschuhe, und mit einem schnellen Entschluß verließ sie das Haus. Kaum eine Viertelstunde später fand

sie vor dem vielbeschäftigten Bantier Alexander Patton.

Der Börsenfürst hatte einen gleichgültigen Blick auf die zierliche Karte geworfen, die den Namen Mrs. Spencer-Norton trug. In dem Moment aber, da die Dame über die Schwelle seines Arbeitszimmers trat, eilte er mit ausgestreckten Händen auf sie zu. Wenn statt der vier Jahre zwei Decennien vergangen wären, würde er diese lächelnde Gestalt, das vornehme, schöne Gesicht, die dunklen, jetzt nicht mehr hochmüthig blickenden Augen sofort wieder erkannt haben.

„Florence — Miß De Voe — Mrs. Warren,“ stammelte er. Dann sah er auf die Karte nieder und verstumte. Die glühende Röthe, die Mrs. Norton's Wangen überzogen hatte, war tiefer bläulich geworden, und mit zitternder Stimme begann sie: „Mr. Patton, ich komme zu Ihnen als eine gebrochene, vollkommen verarmte Frau. Ich habe Schreckliches erduldet. Mein Gatte liegt in einem elenden Gemach in den letzten Stadien der Schwindsucht. Es ist mir entsetzlich, ihn so leiden zu sehen und nichts thun zu können, um seine Qualen zu lindern. Die Sorge um ihn gab mir den Muth, Ihre Vergebung zu erlangen und Sie um Ihren Beistand zu bitten. Können Sie vergessen, was ich Ihnen gethan?“

„Ich habe nichts vergessen,“ entgegnete Patton, „aber ich habe eingesehen, daß meine Annahme lange nicht so bestrast wurde, wie sie es verdient. Sie haben es übrigens nicht nöthig, um meinen Beistand zu bitten. Ihnen gehört ein recht ansehnliches Vermögen, das ich bis heute verwaltet.“ Hastig schritt er zu seinem Schreibtisch, öffnete ein Fach und entnahm einer Kiste ein Bündel Papiere, die er vor den erstaunten Augen der jungen Frau ausbreitete.

„Sehen Sie, hier ist ein Dokument, das ich Ihnen schon vor zwei Jahren geben hätte. Doch Sie waren nirgends aufzufinden, es schien, als hätte die Erde Sie verschlungen. Dies ist der Ausweis über eine bedeutende Summe, die mir Ihr Vater aufbrachte, als ich von ihm fortging. Er war mir sehr gewogen, und seine Lebenswürdigkeit ermutigte mich dazu — doch schweigen wir davon. Mit jener Summe begann ich meine Karriere. Bald nachdem mein verehrter Gönner gestorben war, war ich in der Lage, die \$50,000 mit Zinsen zurückzugeben. Da erfolgte der Krach. Es ging nicht alles mit rechten Dingen zu. Die Gläubiger betamen mehr, als sie zu beanspruchen hatten. So verwaltete ich denn dieses Kapital, das nun auf \$225,000 gestiegen ist, um es Ihnen auszubändigen.“

Florence war keines Wortes mächtig. Stumm drückte sie die Hand, die so edel für sie gefordert hatte. Ihre Blide begegneten sich, und was Patton da in den feuchten, dunklen Augen des jungen Weibes las, erfüllte ihn mit unennbarer Seligkeit.

Nach einer halben Stunde betraten beide das ärmliche Logis der Nortons.

„John,“ rief Florence freudig erregt, „liebster John, ich bringe einen Freund und viel, viel Geld!“

Es folgte keine Antwort. Bestürzt eilte Mrs. Norton in das kleine Hinterzimmer. Das wackelbäugige Gesicht mit den bläulich geäderten, fest geschlossenen Lidern, die schlaff herabhängenden, fletartigen Arme ließen auf den ersten Blick erkennen, daß John Norton keines Freundes, seiner Dollars mehr bedurfte. Er hatte ausgeglichen.

Ehrfurchtsvoll breitete Patton ein Tuch über das Antlitz des Todten. Dann führte er die Wittwe aus dem Gemach und ergriff ihre Hände, die er innig drückte. Aufschluchzend lehnte die junge Frau ihren Kopf an die Schulter des tief erschütterten Mannes. Sie fühlte es, in ihm hatte sie einen Beschützer für's Leben gefunden.

An die falsche Adresse.

Humoreske von Paul Blif.

Ewald Bergemann stand vor dem Spiegel und machte sorgfältig Toilette. Mit großer Kunstfertigkeit knüpfte er den Knoten der Kravatte, glättete die Falten des Hemdes und säuberte den eleganten Rock, sodas auch nicht ein Staubkorn mehr zu sehen war. Dann nahm er Hut und Stöckchen und schlenderte nach der Linden-Promenade, um irgend Etwas zu erleben.

Herr Ewald Bergemann war ein Glückskind — er war kaum 25 Jahre alt und schon war er in der glücklichen Lage, von seinen Renten leben zu können, ohne seine eleganten Hände durch irgend welche Arbeit rauh oder unansehnlich machen zu müssen. Ein alter Onkel war rechtzeitig gestorben und hatte den lieben Neffen Ewald als Universalerben eingesetzt. Dies begrüßte der junge Mann mit umso größerer Freude, als er an wirklicher Arbeit nie sonderlich großen Gefallen gefunden hatte. Und deshalb lebte er jetzt, nun er sein reichlich gutes Einkommen hatte, als fünfundsiebenzigjähriger Rentier in Berlin, allwo man ja stets gute Gelegenheiten fand, sich für gutes Geld auch gut amüsieren zu können.

Langsam schlenderte er durch die Linden, spähte nach rechts und links und gerabte aus, ob es denn nirgends wo Etwas gäbe, was in dem öden Alltagsleben eine interessante Abwechslung wäre. Aber soweit er auch sehen

konnte, immer nur sah er dasselbe Getriebe, fast alle dieselben Menschen, die er hier zu finden schon jeden Tag gewöhnt war. Gelangweilt und blaß flanierte er weiter.

Da plötzlich betamen seine müden Nerven einen Rud. Mit großen erstaunten Augen starrte er zu der Auslage eines Damen-Wittel-Bagars hin. Eine Dame erblickte er dort — eine ganz entzückende Dame, fesch, chic, elegant, frisch und jung, mit naiven, freudeleuchtenden Augen.

„E! Donnerwetter!“ flüsterete er, „das ist wirklich ‚mal etwas Neues!‘“ Im nächsten Augenblick stand er vor der Auslage und musterte mit solchem Interesse die Hüte und Blusen und Schirme, als ob er ein vereidigter Sachverständiger wäre; dabei fand er aber noch Zeit und Gelegenheit genug, ein paar diskrete Seitenblicke nach der schönen Dame zu senden, die erlindigen sollten, weh' Rang und Herkunft die holde Unbekannte sei.

Aber all' sein eifriges Bemühen war umsonst, zwar sah er nun, daß die Dame nicht nur elegant und schön war, sondern er erkannte auch an ihrer Haltung, daß sie der guten Gesellschaft angehörte, weiter aber brachte er nichts heraus, und erwidert wurde seiner feiner Blide, obgleich sie nach und nach recht sprechend und deutlich geworden waren.

Ohne ihn zu beachten, ging die Dame weiter. Aber Herr Ewald Bergemann war nicht ein Mann der blaffen Furcht; er wußte aus Erfahrung, daß die Gebuld eine der schätzenswertheften Eigenschaften ist und deshalb ging er auch weiter, natürlich unmittelbar hinter den Unbekannten her.

Kaum hundert Schritt weiter war wieder ein eleganter Modedagarr mit prunkvollen Auslagen, und wiederum machte hier die Dame Halt. Herr Ewald natürlich auch.

Und wieder begann er die Schöne mit fragenden und bittenden Blicken zu bombardiren, aber wieder mußte er mit langer Nase abtroteln.

Jetzt aber beschleunigte die Dame ihre Schritte; vor keinem Schaufenster blieb sie mehr stehen, sondern steuerte direkt auf das Brandenburger Thor los, ließ behend den Fahrdamm, sprang in einen der haltenden Pferdebohrwagen — und fuhr davon.

Und Herr Ewald lächelte wie ein moderner Philosoph, er dachte: „Du entgehst mir nicht, mein holdes Kind, gerade Dein Widerstand reizt mich!“ — Dann nahm er eine Droste, instruirte den Kutscher und fuhr in entsprechender Entfernung hinter dem Pferdebohrwagen her.

Nach kaum einer Viertelstunde stieg die Dame aus und ging zu Fuß weiter. Herr Ewald, in entsprechender Entfernung, das dasselbe und folgte der Unbekannten, bis sie in einem Hause der Kurfürstenstraße verhielt.

Dann wartete er ein paar Minuten, ging dann zu dem Portier desselben Hauses und erkundigte sich nach dem Preis der leerstehenden ersten Etage, und so ganz nebenbei fragte er dann: „Sagen Sie mir, bitte, die Dame, die hier eintritt, ist das nicht Fr. Müller?“ Dabei legte er sogleich ein Markstück hin.

Der Portier machte ein pffiffiges Gesicht, strich dankend die Mark ein und sagte: „Nein, das war Frau Braunwald, sie wohnt in der zweiten Etage.“

„So, so — ich glaube in der Dame eine Bekannte zu erkennen,“ sagte Ewald leichtsin.

„Na, ich weiß nicht, vielleicht ist sie 'ne geborene Müller,“ lächelte der Alte, „die Herrschaften sind nämlich erst ein halbes Jahr verheiratet.“

„So, so — danke, danke sehr!“ Er ging. Boreist mußte er genug. Diesem Hause gegenüber war eine Konditorei und in dieser Konditorei sah Herr Ewald Bergemann am anderen Tage, Vormittags um 11 Uhr. Zuerst trant er einen Cognac, dann eine Tasse Bouillon, dann ein Glas Portwein und endlich noch einen Cognac. Inzwischen war es halb Eins geworden, da plötzlich erschien in der Hausthür gegenüber Frau Braunwald, und zwar wieder allein!

Eine Minute später war Herr Ewald hinter ihr, und zwar so nahe, daß er den Duft ihres diskret seinen Parfüms riechen konnte. Er war so topflos, daß er sich gar keinen Plan machte, wie er nun vorzugehen habe. Nur ein Gedanke verließ ihn nicht: weshalb geht sie auch heute wieder allein aus? Für eine Ehe, die erst 6 Monate alt ist, könnte man dies als ein schlechtes Zeichen ansehen! — jedenfalls ist der Gatte ein bequemer älterer Herr, oder er ist ein überreicher Geschäftsmann, sonst würde er doch ein so entzückendes Weibchen nicht fortwährend allein herumlaufen lassen — so grübelte er und folgte der schönen Frau in einer kleinen Entfernung.

Sie ging in ein Geschäft der Potsdamer Straße und kaufte Delikatessen. Einen Augenblick überlegte er. Dann trat er auch in dasselbe Geschäft. Er kaufte alles Mögliche zusammen, ließ es sich zufischen und hatte nicht einmal Gelegenheit finden können, sich ihr bemerkbar zu machen. Ohne ihm einen Blick zu gönnen, ging sie wieder fort.

Schon war er nahe daran, die Gebuld zu verlieren, als sie plötzlich eines der vielen kleinen Pakete fallen ließ. Sofort war er bei ihr, hob das Paket

chen auf, überreichte es ihr sehr artig und sagte: „Bitte, gnädige Frau!“

Nun sah sie ihn an, zuerst erstaunt, dann verwirrt, und schließlich sagte sie lächelnd: „Ich danke sehr!“ Bevor sie aber fortgehen konnte, sagte er schnell: „Ich fürchte, gnädige Frau, Sie werden gleich wieder eines der vielen Paketen verlieren.“

Lächelnd entgegnete sie: „Es war thöricht von mir; ich hätte es zusammenpacken sollen.“ Dabei nestelte sie an den vielen Fächchen der Pakete herum.

„Wenn Sie mir gestatten, gnädige Frau, dann trage ich Ihnen die Pakete.“

Sie wurde verlegen. O, ich danke sehr — aber ich kann ja auch einen Wagen nehmen.“ Und suchend sah sie sich um, aber es war keine leere Droste zu sehen.

„Dann erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie zum nächsten Wagen geleite, gnädige Frau!“

Ehe sie noch Etwas erwidern konnte, hatte er ihr schon die Paketechen abgenommen und ging nun an ihrer Seite weiter.

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr!“ sagte sie, immer noch ein wenig verlegen.

„Aber, ich bitte Sie, gnädige Frau, ich bin sehr glücklich, Ihnen den kleinen Gefallen erweisen zu können!“

So gingen sie weiter, ohne einen leeren Wagen finden zu können.

„Wenn Sie mir erlauben, gnädige Frau, dann trage ich Ihnen die Sachen bis zu Ihrer Wohnung — es ist ja nur eine kleine Strecke weit.“

Erstaunt sah sie ihn an. „Sie wissen das?“

„Das lächelte. „Durch einen Zufall, jawohl — sogar Ihren Namen kenne ich.“

„Frau Braunwald,“ sagte er lächelnd.

Jetzt lachte sie ganz herzlich und sagte dann: „Nein, mein Herr, Sie irren sich.“

„Aber ich weiß es ganz genau!“

„Wenn ich Ihnen aber versichere, daß Sie sich irren! — Frau Braunwald wohnt zwar in demselben Hause, aber ich heiße anders.“

Jetzt pläzte er heraus: „Aber, gnädige Frau, als Sie gestern Nachmittag in's Haus gingen, fragte ich unmittelbar darauf den Portier, wer Sie seien.“

Wieder lachte sie! „Den Portier fragten Sie?“

Nun ärgerte er sich, daß er aus der Rolle gefallen war, und um die Scharte auszuweichen, sagte er: „Ich glaube nämlich, eine Bekannte von früher in Ihnen zu erkennen, deshalb fragte ich.“

Sie lachte noch immer: „Da hat sich also der Portier geirrt, denn Frau Braunwald trat zwar vor mir in's Haus — mich dagegen hat der Portier überhaupt nicht eintreten sehen, denn ich habe einen Drücker, der mir die Thür öffnet.“

„So, so,“ — sagte er nur. Bei sich aber dachte er: „Aha, sie will unerkannt bleiben — nun, gut, wie sie will — da werde ich mich doreist auch nicht zu erkennen geben.“

Ein paar Schritte gingen sie schweigend neben einander. Dann begann er wieder: „Der Frühstück in Berlin ist doch herrlich, nicht wahr?“

— er hatte große Gasa angelegt und war aufgeregt wie ein junger Primaner, der sein erstes Rendezvous hat. Mit großen Schritten ging er um den kleinen Platz herum, sah ängstlich voll Erwartung, nach allen Seiten, ob er seine Heerde nicht erspähen konnte. Aber es war bereits fünf Uhr durch; es wurde später und später, und die Erwartete kam noch immer nicht.

Büchlich erkobte eine Stimme: „Guten Tag, Herr Bergemann!“

Ewald sah sich um. Vor ihm stand der Oberkellner aus seinem Klublokal. „Na, Kleinede, was machen Sie denn hier?“ fragte Ewald mit gnädigem Lächeln.

Der Oberkellner nahm eine stramme Stellung ein und antwortete: „Ich erwarte hier Jemand, Herr Bergemann.“

„Sieh doch Einer an! Also ein Zehntel-Meidel?“

„Nein, Herr Bergemann, ich erwarte einen Herrn.“

„So? Na, dann will ich Ihnen mal was sagen, mein lieber Kleinede — nun thun Sie mir mal den Gefallen und verduften Sie recht schnell — ich erwarte hier nämlich auch Jemand — aber keinen Herrn.“

Der Oberkellner zuckte verlegen die Schultern und sagte: „Ich bedauere außerordentlich, Herr Bergemann, aber leider kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„Aber, Menschenkind! Ihren Freund können Sie doch an jeder anderen Stelle treffen!“ rief Ewald empört.

„Es ist ja gar nicht mein Freund!“

„Na, umso mehr!“

„Ein ganz fremder Mensch ist es, dem ich aber eine gehörige Lektion erteilen will.“ Er fuchtelte wüthend mit seinem Knüttel herum.

„Was, Kleinede, Sie wollen hier eine Keilerei inszeniren?“

„Ich muß, Herr Bergemann! Der Kerl verdient eine exemplarische Strafe!“

„Aber weshalb denn gerade hier?“

„Nun, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Herr Bergemann. Da läuft so ein verdammter Laffe seit ein paar Tagen meiner Braut nach, belästigt sie in ganz frecher Weise und hat sie heute fünf Uhr hier zu einem Rendezvous herbestellt.“

Herr Ewald versuchte zu lächeln, aber es wurde ihm doch ein wenig unbehaglich, als er den dicken Knüttel ansah, dann nahm er sich aufzumachen und fragte: „Ja, aber kennen Sie denn den Mann überhaupt?“

„Nur nach der Beschreibung, um halb sechs Uhr aber kommt meine Braut hierher, und dann werden wir ihn finden.“

„Ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie verlobt sind, lieber Kleinede. Wer ist denn Ihr Fräulein Braut?“

Der Oberkellner lächelte. „Eine sehr elegante kleine Person! Augenblicklich ist sie Wirthschafterin bei der Baronin von Reichenstein in der Kurfürstenstraße.“

„In der Kurfürstenstraße?“ stotterte Ewald.

Der Andere nickte.

„Und wenn man meine Braut auf der Straße sieht, kann man sie wohl für eine feine Dame halten, denn sie bekommt fast alle die eleganten Kleider ihrer Herrin geschenkt, und sie weiß diese mit so viel Ehre zu tragen, als ob sie ihr Leben lang nur auf dem Partett gewandelt wäre.“

Guter Rath.

Junggefelle: „Ich weiß nicht, das Essen in der Kneipe schmeckt mir gar nicht mehr!“

Ehrtüppel: „Heirathen Sie, heirathen Sie, lieber Freund. Dann schmeckt Ihnen nachher auch das — Kneipenessen wieder!“

Durchaus Gesichtsman n.

„Papa, Hans hat eben einen Knopf heruntergeschluckt; sollen wir den Arzt holen?“

„Wozu? Der nimmt jedenfalls mehr dafür, als der ganze Knopf werth ist.“

Deutlich.

Komponist (dessen Operette angenommen ist, zum Direktor): „Na, ich hoffe, in längstens zwei Monaten wird die Oper aufgeführt werden können. Die Musik macht doch den Sängern keine Schwierigkeiten.“

Direktor: „Nicht im Mindesten. Die meisten Melodien davon kennen sie ja bereits!“